

Revellette von Alexander Engel.

Es war eine Vernunftstunde. Man kennt das. Das sind eben, bei denen immer nur der Eine die „gute Partie“ macht.

Sie hatten sich im Handumdrehen verlobt. Man würde einander vorgefickt, man sprach ziemlich herzlich über die Temperatur des Tages und man tauschte in gemütlicher Weise seine Ansichten über den Werth indischer Güter aus.

Und darauf verlobte man sich. So feierlich als möglich. Die Eltern erwarteten sich als tüchtige Regisseure und sorgten für etwas Stimmung und Couffissen-Romantik.

Die Braut weigerte sich, in einem festlichen Anstalt angeblich abgedrucker Brüder, dem Bräutigam den Verlobungsschwur zu geben. Sie meinte, man könne einander erst so kurze Zeit Papa machen sie aufmerksam, daß derlei ohne Rücksicht auf irgend welche Nebenstände, bei Verlobungen so üblich sei. Der kleine Zwischenfall wurde von den Wenigsten bemerkt, da man gerade über eine interessante Borsentranaktion die hin- und herschwankenden Meinungen aussprach.

Alle Verwandten und Bekannten stimmten darin überein, daß das Mädchen an dem liebenswürdigsten, gut besoldeten Bankbeamten eine „glänzende“ Partie mache.

Und wie gut die Leute doch zusammen pöbeln. Er wird ihre Toiletten, Juwelen und andere Rechnungen — sogar mit den üblichen tausend Bonnen — bezahlen können, denn ihre Mitteltät erlaubt ihm das. Sie wird einen schönen, geräuschvollen Haushalt mit so und so viel Dienstmädchen führen, sein Gehalt gefaltet ihr das. Und sie freut sich unendlich auf den drohenden, großen Haushalt, an dessen Spitze sie stehen wird — es geht doch nichts über das edle, häusliche Glück.

Man sieht, das Paar ergänzte sich in der realistischen Auffassung der Ehe. Sie waren wohlverworbene Naturen, denn jedes wählte nach seiner Reimung — zum Wohlleben.

Eine glückliche Ehe schenkt bei solcher Pakt garantiert zu sein. Wer kümmert sich denn um die vorurteilsvolle wahre Liebe? Die mag sich ihr bischen Gunst bei armen Leuten erbetteln! Für die Reichen ist es ein Luxus, auf den sie gerne verzichten.

Und die Ehe löst auch ganz glücklich zu sein. Für die Feinschmecker und die feinsinnigen, ist ein freundschaftliches, idyllisches Bild. Und auch das Paar strengte sich zu äußerlicher Zufriedenheit an. Sie verschönten sich damit, einander ihre Seelen zu zeigen.

Sie hielten Linnen und das verdros ihn. Sie sah niemals ein, wenn sie Unrecht hatte. Im Gesamtteil, in solchen Fällen verließ immer sie ihm.

Im Laufe der Zeit hatte sie ihm ihre Antiquitäten, ihre Anlage zur Klatschsucht und ähnliche kleine Charaktereigenschaften ihrer Defensivreserven.

Es wäre ja sonst sehr leicht möglich gewesen, daß die Ehe auch ohne Liebe eine gewisse glückliche Physiognomie angezogen hätte. Denn es ging ihnen aus, sie brauchten sich nichts abzusparen und oberflächlichen Naturen genügt ja das.

Der Gatte war bei alledem ein rüchschöpfer Mensch. Er beachtete Frohsinn, lobte sie bei unpassenden Gelegenheiten und war mit allem einverstanden.

Er überraschte sie mit Geschenken und Aufmerksamkeiten, die so unbedeutend waren, daß sie beinahe Liebe hätten verraten können.

Er las ihr jeden Wunsch von den Augen ab. Und er war so froh, daß er von ihren lachenden Augen eine reichhaltige Bibliothek von Wünschen ablesen konnte.

Wenn sie gewußt hätte, wie schwer ihm oft diese Heuchelei kam, sie wäre ihm aus Dankbarkeit um den Hals gefallen.

Manchmal spielte er den toten übermühtigen Hanswurst. Er glaubte das der jungen Ehe schuldig zu sein. Man hört ja, daß die Mädchen am Anfang ihres Glücks so närrisch und ausgelassen sind.

In solchen Momenten, wo seine Laune sich in Melancholien ergießt, trug er sie buchstäblich auf Händen. Armer Spahnacker!

Und er scherzte und blauderte sich in die Komödie lücheln hinein, während er doch am liebsten stumm geblieben wäre.

Doch wenn er Pantomime gespielt hätte, wäre sie ihm leicht auf seine wahren Gefühle gekommen. Und damit mußte er sich verschonen! —

Jüngst äußerte sie die Sehnsucht, einen Maskenball zu besuchen. Er war sehr mißde, verbar es aber und fühlte sie hin.

Sie amüsierte sich. Es war eine drohliche Situation, unter dem Schutze des Gatten jedem zuzulassen und mit dem Erstbesten zu fotografieren.

Pflichtlich sah sie sich allein im Getümmel. Sie hatte ihn verloren. Er war ihr unverlebens entschloß und hatte sich in eine Rißche gestohlen. Er konnte nicht länger gegen seine Müdigkeit ankämpfen.

Er setzte sich auf einen Stuhl und versuchte sich zu zerkleuen, indem er in das bunte Gewoge schaute. Doch von Zeit zu Zeit fielen ihm die Augen zu. Sein Kopf wurde immer schwerer. Hier und da blinzelte er noch in's Maske nach. Er probierte zu denken. Er dachte an seine Ehe, wie ihm seine

# Sonntags-Blatt

Beilage des „Anzeiger und Herold“.

J. P. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Neb., den 4. Jan. 1900.

Jahrgang 21 No. 18

Frau das Zusammenleben verleihe —

Er wiederholte die Worte fast schon im Halbchlaf und fuhr fort in seinem ziemlich lauten Denken:

— Ein — Komö — diant bin — in — ein — ganz — er — bärmlischer — Komödiant.

Da war er auch schon eingeschlafen —

— Aber Kampf war vergänglich. Und er schlief ruhig. Nur um seinen Mundwinkel zuckte es zeitweilig und sein Gesicht verfinsterte sich —

Endlich hatte sie ihn in jenem stillen Winkel gefunden.

Sie erschrad, als sie ihm in sein Antlitz blickte.

Ein Angrimm, ein wilder Haß prägte sich aus auf den Zügen des Schlafers.

Es war ihr, als ob dies Antlitz sie höhnte, als ob es die Gelegenheit gesucht hätte, ihr einmal die Wahrheit zu sagen.

Sie starrte unerbittlich hin, um die ganze Geschichte seiner Seele von seinen Zügen herabzulesen.

Und nun erinnert sie sich an das und jenes — bligartig flogen bunte Geschehnisse vorüber — sein Benehmen damals, der seltsame Blick, bei dem sie ihn erst vorgeteilt ertappt.

Und immer fester und fester bohrte sich ihr Auge in das Antlitz des Schlafenden und begann zu reden vor seinem plötzlichen Erwachen.

Hier am Mastenballe also hatte er vor zum ersten Male die Wahrheit gesagt. Hier hatte sie ihn erlitten, hier hatte er sich demaskiert, ohne seinen Willen.

Und es überkam sie ein Grauen vor dem Schlafers.

„Frib —“ rief sie mit stotterndem Athem. „Frib —“ wobei es ihr vorlamm, als ob sie nicht mehr das Recht hätte, ihn bei seinem Vornamen zu nennen.

Und sie tippte ihn leicht auf die Schulter.

Der Gatte erwachte und sie erkannte sofort an seinem fernstehenden Lächeln, daß er die Larve wieder dorgonnen hatte.

## Im Cafe Größenwahn.

Stizze aus der Berliner Boheme. Von Otto Rißcher.

Es ist eigentlich schon recht lange her.

Die Glanzpöge des „Cafe Größenwahn“ fiel mit der Blüthezeit des Berliner Naturalismus zusammen. Argend ein Wigbold hat es so gekauft, aber der Name wurde vergessen, sobald die Bedeutung dieses Cafe für die deutsche Literatur erlosch.

Das „Cafe Größenwahn“ hat ja noch immer seine literarischen Stammgäste. Aber um den alten braunen Stammisch breitet sich nicht mehr der Glanz von ehemals. Ein kleiner schwarzhäutiger Ballettänzer, der ein vortrefflicher Statistiker ist, weiß davon zu erzählen. Wenn ein neuer Zahlsteller engagiert wird, oder sich zufällig ein Fremder an den heiligsten Stammisch setzt, dann weißte er sie ein in die Geschichte des braunen Tisches, an dem er schon länger als zehn Jahre täglich ein Glas Melange trinkt.

„Wir hielten fest zusammen“, erzählt er, „wir glaubten festesten an den Sieg des Naturalismus. Alle fremden Literaten, denen es wirklich ernst war um die Literatur, kamen zuerst zu uns, wenn sie nach Berlin kamen. An unserem Stammisch waren zu sehen: Einige Male in der Woche Dr. Brahm — der damals noch nicht Direktor des Deutschen Theaters war — Felix Hollander, Emanuel Reicher, Felix Dörmann, Georg Hirschfeld und einmal, einmal — allerdings und leider nur einmal — Gerhart Hauptmann. Aber der war damals noch nicht so berühmt wie jetzt. Aber ich würde, daß er berühmt werden würde, ich glaubte an seinen Sieg.“

„Ja, dieser Tisch, der hat seine Geschichte! Wildenbruch, der kam ja auch öfters her, aber der sah immer dort drüben, an dem kleinen Marxortisch.“

„Nicht bei uns, am Stammisch!“ — Das erzählt der kleine Ballettänzer aus der großen Vergangenheit des Tisches. Und der Zuhörer erschauert in Ehrfurcht und läßt sich mehr erzählen, und er überträgt einen Theil der Ehrfurcht auf den gewandten Chroniqueur.

Die eigentliche Stammischgesellschaft war „allerdings“ etwas profaner zusammengesetzt, als der Ballettänzer zu berichten weiß. Vor allem war er täglich da, neben ihm sah ein Kaufmann, der nach der Börse „in Literatur machte“, im lebrigen war die Gesellschaft eine wilde, zufällige: Journalisten, die Anhänger der neuen Richtung waren, Literaten aus Oesterreich, professionelle Schachspieler, Zukunftsvorleger, unentdeckte Schauspielergenie und Erich Schmidt be-

geisterte Literaturstudenten. Das Leiborgan aller war die „Freie Bühne“. Jeder Beitrag wurde grenzenlos bewundert, und wer ein paar Zeilen in dem Blatte hatte, wurde heilig gesprochen, für immer. Das Prinzip war: Befahrung ist mehr werth, als Können. Und von dessen ethischer naturalistischer Gesinnung man nicht überzeugt war, dessen Werke wurden verdammt. Die Hauptsache war eben der Glaube an die Berufung und einzige Berechtigung der Stammischweltanschauung: „Nur abwarten, der Mann wird sich schon entwickeln. Die Anfänge sind da und fleißig ist er auch.“

Mit der Zeit kamen die „Größen“ immer seltener in das „Cafe Größenwahn“. Viele besaßen schon wohlbestallte Stellungen in modernen Literatur-Unternehmungen, andere hatten durch ihre Werke und mit Hilfe befreundeter Journalisten Karriere gemacht. Sie brauchten nicht mehr die 10 oder 12 Pfennig Bezahlung des Stammisches im „Cafe Größenwahn“. Sie gingen an mit ganz Deutschland zu rechnen. Und im „Cafe Größenwahn“ wurde es immer einsamer. Mehr und mehr wurde es ausschließlich das Cafe der Schachspieler, der Rennleute und am Abend der Aufenthalter der reichen „Pflüster“ aus Berlin W., die ihre Frauen und Töchter mitbringen und bessere belegte Bröden essen.

Einer der letzten großen Tage des „Cafe Größenwahn“ schloß sich an die erfolgreiche Premiere eines jungen Schriftstellers. Man hatte immer so viel von ihm gehalten, an dem Stammisch. Er ist blond, hat etwas geröthete Augen, er raucht nicht, er nippt nur aus dem Bierglase, er spricht nur selten, er war Kaufmann und selbst eine auf dem Gipfel der Vollkommenheit angelangte Temperamentslosigkeit. Also ein Mann, wie geschaffen für den Naturalismus. Er hat keine Phantasie, — folglich wird er ruhig beobachtet können. Er hat nichts gelernt — demnach wird sein Stil nicht verblüffend, sondern „natürlich“ sein. Folglich, demnach — man hatte am Stammisch wieder einmal nicht geirrt! — der Erfolg der Premiere war ein durchschlagender.

Nun saßen sie am Nachmittag alle beisammen und warteten auf den Dichter. Es war schon vier Uhr und der Dichter war noch nicht da. Der Ballettänzer wurde nervös. „Wenn er doch nicht kommen sollte? Wenn ihn der Erfolg so angegriffen haben sollte, daß er nicht in der Verfassung sein wird, in's Cafe zu kommen?“ — Und der Ballettänzer mußte warten, er mußte den „Neuen“ kommen sehen und ihm zuerst die Hand drücken! Andererseits dachte er daran, daß seine Statistiker warten und ungehalten wurden, — wach! — im Dilemma für den Ballettänzer! Aber schließlich entschied er sich für die Literatur zu Ungunsten des Statistikers und er harzte aus.

Der Vater des Dichters, ein Fabrikant, saß bereits da. Aber er wußte nicht, wann der Sohn kommen werde. Schließlich ging er fogar, nachdem er alle Gratulationen empfangen hatte, ohne sagen zu können, ob man den Dichter mit Sicherheit erwarten dürfe.

Nachdem der Vater fort war, hatte man etwas freiere Hand in der Beurteilung des ausgeführten Wertes. Der Ballettänzer bewunderte wie immer grenzenlos. Die Wirklichkeit der Vorgänge verblüffte ihn. Es war Alles so schön zu verstehen, für jeden. Der Vorfahre schloß sich dem Urtheil an. „Das ist ein Dichter“, rief er, „der läßt die Menschen auf der Bühne so reden, wie wir reden. Der Mann hat eine große Zukunft!“ Andere hatten ein großes Interesse an dem Werke auszusprechen. Die Technik sei eine mangelhafte, unbeholfene, der Name des Stücks passe nicht recht zu dem Inhalt. Der Schluß sei weislich, sentimental. Der zweite Akt sei zur Hälfte hübsch, schlecht angebracht, völlig deplazirte Detailmalerei.

Ein junger Mensch, der bis jetzt geschwiegen hatte, fing an heftig zu gestikulieren und übersprang nun den ganzen Tisch: „Ich begreife nicht, meine Herren, wie Sie sich so über das Stück dieses Anfängers äußern können. Es ist doch gar nichts d'ran.“ „Oho!“ rief man dazu. „Ich werde beweisen, daß nichts d'ran ist“, rief der junge Mann mit höhnischem Lächeln um den Mundwinkel. „Was sie als Wirklichkeit in dem Stücke bezeichnen, ist Nichtigkeit. Solche nichtige Vorgänge dramatisirt eine höher veranlagte Intelligenz niemals! Was sie als Wahrheit in der Föhrung des Dialogs und im Ausdruck bezeichnen, ist nur das Unvermögen, Menschen mit Gedanken sprechen zu lassen. So wie

in dem Stücke geredet wird, reden nur Sobolöpfe, Trottel, Fbiolen. Im übrigen lehrte ich fogar die Wahrheit der Handlung. Sie ist eine Lüge, welcher der Verfasser nur den Schein der Wahrheit zu geben vermochte, indem er die Menschen berlinisch reden läßt und sie in unsere geschmacklosen Alltagskleider steckt. Kurzum, ich behaupte, daß der „Verfasser“ ein — „Bl!“ rief der Ballettänzer, „der Dichter kommt!“ Und er kam. Mit sanftem Lächeln und die gerötheten Augen. Und alle gratulirten ihm aus vollem Herzen.

Respekt vor ihm, denn er hat den Erfolg!

## Entstehung der Gänseleberpaste.

Die Gänseleberpasteten bilden bekanntlich einen für Strahburg sehr wichtigen Handelsartikel. Ihre Geschichte ist nicht viel über 100 Jahre alt. Bis ins letzte Viertel des 18. Jahrhunderts flopfen die Strahburger Hausfrauen die Gänse nur zu dem Zweck, um mehr Fett von ihnen zu erhalten, denn das Gänsefett kam billiger zu stehen als die Butter. Die bis dahin als Nebenfache angesehene Leber ward erst durch den Koch des Marschalls v. Contades, welcher Leibarzt seit 1763 Gouverneur des Elsaß war, ihrer höheren Bestimmung zugeführt. Der Marschall trauerte der Zukunft der Elsaßler wenig zu und hatte deshalb seinen angeblüh aus Sachsen stammenden Koch, Namens Klose, mit nach Strahburg genommen. Dieser, ein Künstler in seinem Beruf, erkannte bald, daß sich aus den schönen Gänselebern, die er in Strahburg fand, „etwas“ machen lassen könne. Schon nach einigen Versuchen kam er denn auch dahinter, daß sich mit Hilfe der Trübseln von Perigord eine treffliche Paste daraus herstellen ließe. In der That fand eine solche Paste so sehr den Beifall des Marschalls und seiner Gäste, daß Erzieher seinem Koch befohlen, das Geheimniß der Zubereitung streng für sich zu behalten. In Folge dessen kamen die Gänseleberpasteten nicht weiter als auf die Tafel des Gouverneurs. Doch als dieser im Jahre 1788 Strahburg wieder verließ, blieb sein Koch dort zurück und fing nun an, Pasteten zum Verkauf zu bereiten. Er verkehrte sich mit der Wittve eines französischen Küchenbäckers und richtete in der Straße Mesange einen bescheidenen Laden ein.

Von hier ab begannen kann die Gänseleberpasteten ihren Triumphzug durch die Welt. Seitdem erst ward in Strahburg das Gänseflosspen ein förmliches Gewerbe. Durch das Gänseflosspen erhält die Frau eines Arbeiters, der im Winter unbeschäftigt ist, ihre Familie. Andere Frauen, die ein kleines Capital besitzen, betreiben dieses Gewerbe im Großen; sie haben hieselben 500 bis 2000 Gänse in der Maß. Diese werfen einen schönen Gewinn ab. Welche Arbeit und Mühe gehört aber auch dazu! Die Gänseflosspenin schläft niemals fest; sie muß eine Zeit lang zwei- bis dreimal in der Nacht aufstehen und in ihren Ställen die Rinde machen, denn in der letzten Periode der Mästung sind die Gänse schlaflos ausgeht; daher nimmt sie auf ihrem Rundgang ein scharfes Messer mit, um der ersten besten Gans, welche Miene macht, zu warten, den Hals durchzuschneiden. Jede Gans, die außer der Meel und Zeit, v. h. durch einen Unfall stirbt, verursacht ihrem Eigenthümer einen Verlust von \$1.00 bis \$1.50, ohne die verlorene Zeit und Arbeit zu rechnen. Man spricht von allen möglichen Qualereien. Aber nach maßgebender Versicherung ist das abgemacht. Eine mißhandelte oder bloß schlecht verpflegte Gans gezeit nicht, der geringste Druck während des Stopfens würde eine Geschwulst an der Leber erzeugen, und kann — gute Nacht, Pastete!

Chinesische Diensthoten.

„Es war in Peking“, so erzählt ein Offizier, der jüngst aus China heimkehrte, kurze Zeit, ehe die verderblichen Unruhen ausbrachen, in einer der besten Gefandtschaften. Zur Feier auswärtiger Gäste fand bei dem Gefandten ein Diner statt, und es kam das Gespräch auf die chinesischen Diensthoten. Ihre Excellenz, die Hausfrau, lachte dieselben sehr, als äußerst fleißig, anspruchslos und intelligent. „Alle meine Leute, außer dem Küsther und Gärtner, sind momentan Chinesen!“ schloß sie. „Und der Koch, Excellenz? Es ist doch unmöglich, daß ein Chinese dieses föhliche und schmackhafte alle Diners gekocht hat!“ — Die Hausfrau lächelte. „Und doch ist es so! Es herrscht zur Zeit hier große Leutenoth, und war es mir unmöglich, einen europäischen Koch nach hier zu bekommen. Ich ließ also von meinem alten Franzosen einen besonders ge-

schickten Chinesen anlernen, und das Resultat seiner Ausbildung kostete Sie freuden!“ — Es mochte sich wohl etwas Betroffenheit auf den Gesichtern der Umstehenden malen, denn Excellenz fuhr fort: „Die berüchtigte Unreinlichkeit der Chinesen haben wir noch nie an Tsangping bemerkt, im Gegentheil, er muß geradezu als ein Muster von Reinlichkeit angesehen werden. Wenn es die Herrschaften interessiert, überlassen wir ihn nachher einmal in der Küche, eine Stunde nach dem Diner lassen wir ihm Zeit zum Aufräumen, dann überraschen wir ihn.“ — Gesagt, gethan. Ihre Excellenz führte die Gäste in Tsangpings Reich, und es war allerdings fabelhaft, welche Ordnung die Eintretenden empfing. Alles blitzte und blinnte in tadelloser Sauberkeit, und die Fremden zeigten nicht nur Staunen und Bewunderung. „Und nun sehen Sie erst einmal die Silberkammer!“ lächelte Excellenz stolz, öffnete schnell eine Seitenthür und man trat hastig ein. Plötzlich aber ein Laut der Ueberraschung und dann viele leise Schreie des Entsetzens! Inmitten der bämmerigen Kammer, zwischen all dem herrlich geordneten Silberzeug, sah Tsangping mit überrascht gleichenden Augen, vor ihm auf der Erde die großmächtige silberne Suppenterrine — und in derselben, das Ehegeschirr als Badewanne benutzend — die ... Füße des Chinesen! — Tableau! — Tsangping soll laut glaubhafter Versicherung der erste und letzte chinesische Koch in der Gefandtschaft gewesen sein.

## Ein schlauer Barbier.

Ein amüsantes Geschichtchen wird von einem bekannten Pariser Schriftsteller erzählt. Er hatte kürzlich die Bekanntheit eines aus Sidafrika zurückgekommenen Holländers gemacht. Als dieser ihn um die Adresse eines empfehlenswerthen Barbiers ersuchte, schickte er ihn zu einem fashionablen Haarfühler am Boulevard des Italiens. Monheur van R. ... ließ sich rasiren und fragte dann den er der Rasirer stehenden Ladeninhaber, was er schuldig sei. Der Barbier musterte das Gesicht des Kunden mit forschendem Blick und winkte dann seinen ersten Helfen herbei, der, gleich ihm, Spanier ist. Nach kurzem spanisch geführten Wortwechsel wandte sich der Haarfühler zum Varien und sagte kühl: „Hini Francis, Monheur.“ — „Hini Francis?“ wiederholte er kaum der Holländer. „Das ist für einmaliges Rasiren doch etwas viel.“ — „Am, hm“, meinte der Coiffeur, „nach Ihrem Accent möchte ich Sie auch kaum für einen Deutschen halten. Du hast Dich unbedingt geirrt, Mauri! Also zwei Francis, ein Herr, bitte um Verzeihung.“ „W. van R. ...“, der, wie alle Niederländer, nicht sehr geschicklich ist, zahlte das Geld und verließ den Laden. Seiner neugewonnenen Freund hat er um Aufklärung über das seltsame Benehmen des Pariser Rasirers, „Ach“, entgegnete der Pariser Rasirer, „ich vermag ganz Ihnen zu sagen, daß dieser Herr verschiedene Preise hat. Jedem Amerikaner, Deutschen und Engländer nimmt er fünf Francis ab, weil er diese drei Nationen haßt. Ein Russe muß drei Francis zahlen, weil er in der Regel den Fußboden des Rasirerlons als Spundnapf benützt. Franzosen und Leute, über deren Nationalität der Haarfühler im Unklaren ist, haben zwar Francis zu entrichten. Ein Italiener wird für einen Franc rasirt, und ein Spanier, selbst wenn er ein Grande wäre, für 50 Centimes.“

## Chinchilla Pets.

Zu den am meisten geschätzten Pelzen gehört nach der heutigen Mode, die des Pelzen überhaupt so viele Aufmerksamkeit widmet, das Fell des Chinchilla. Dieses Thier gehört zur Familie der Hasenmäuse und lebt in ungeheuren Mengen in den höheren Theilen des Andengebirges an der Westküste von Südamerika, besonders von Peru an sülich, wo oft alle Felsen mit den kleinen Nagern wie übersät zu sein scheinen. Auf europäische Art kann man den finken Thieren allerdings seltener erfolgreich zu Leibe gehen, da es selbst nach einer Verwundung, wenn diese nicht unmittelbar tödtlich ist, noch in seine Wohnung, eine für den Jäger unzugängliche Felsenspalte, zu entziehen vermag. Die Trapper haben versucht, die Chinchilla durch Anzündung großer Feuer in der Nähe von ihnen als Wohnung benutzten Felsenspalten auszurodieren, aber auch dieses Mittel erwies sich als unvortheilhaft, indem das Fell der so anwesenden Thiere durch den Rauch litt und sich keine Färbung in ein unansehnliches Gelb verwanndelte. Die Andianer haben in neuerer Zeit noch ein anderes Verfahren erdacht, dies ist die Raad mit Dynamit. Zunächst wird

aus Grasshalmen und zähen Pflanzenblättern ein Netz geflochten und dieses über den Felsen, in dem sich die Chinchilla-Nestern befinden, dicht ausge-spannt. Dann wird in der Mitte des Netzes eine Dynamitpatrone mit langsam wirkenden Zünder angebracht, die sich nach einer bestimmten Zeit entzündet und die Raqethiere demselben erschreckt, daß sie ihre Löcher verlassen und auf der Innenseite des Netzes wie unsinnig hin und her laufen. Als bald eilen die Andianer mit Keulen herbei und tödten die Thiere, indem sie den Wehrlosen einfach die Schädel einschlagen. Dies ist das roheste, aber jedenfalls das leichteste und in diesem Sinne beste Verfahren zur Zödtung der Chinchilla, da das Fell dabei nicht verlegt wird.

## Pflanzen als Musikkreunde.

Ein amerikanischer Professor hat die gewiß überraschende Entdeckung gemacht, daß auch die Pflanzen musikalischer Genüsse fähig sind. Hans Zeitgen — den Namen muß man sich also merken — hat in dem Zimmer eines seiner Freunde in Boston eine Sraupflanze beobachtet, die eine lebensschaffliche Musikkreundin ist. Diese Pflanze öffnet entzückt ihre Blätter, wenn man in ihrer Nähe zu spielen anfing; aber sie hatte einen sehr einfachen Geschmack und konnte aus der Musik der neuen Schulen nicht klug werden, sobald sie nur die leiseste Dissonanz hörte, schloß sie sich. Im Anschluß an diese Beobachtung forschte der amerikanische Professor nun weiter und kam zu folgendem Resultat: Die meisten Pflanzen wachsen kein Ton der Musik fröhlicher. Die Tenleitern auf einem Clavier erhalten die grünen Pflanzen; eine Symphonie beschleunigt das Wüchsen einer Rose. Ein Concertsaal wäre also ein unordentliches Gewächshaus, für die Pflanzen nicht weniger, wie die für menschliche Empfindungen. So weit ein Verdacht des „Menschen“. Wir stehen hier aber erst vor den ersten Entdeckungen; diese Forschungen können noch zu ungeahnten Resultaten führen. Wer weiß, was noch für tiefe Ähnlichkeiten zwischen Menschen, Thieren und Pflanzen zu entdecken sind? Bald wird man hören, daß auch die Minerale unsere melodiösen Empfindungen theilen. Man wird in den Kalkgebirgen Böhmens den neurauphischen Kalkstein entdecken, der der Leiter des Amphion gebröchte. Die Entdeckung wird also große Fortschritte zeitigen, nicht allein für die Geologie, sondern auch für die allgemeine Philosophie. Und schließlich wird dies auch für unser Empfindungsleben nicht ohne Folge sein: wir werden unsere Bröder die Kiesel und unsere Schwestern die Weiden mehr lieben, wenn wir wissen, daß ihre schweigende Seele sich wie die unsere an dem Range der Stimmen und den Liedern des Windes erfreut.

## Zur Geschichte der Religion.

Eine neue Statistik über die Religionen der Erde ist auf dem internationalen Congreß für Religionsgeschichte aufgestellt worden, der in diesem Sommer bei Gelegenheit der Pariser Weltausstellung gehalten wurde. Die Einwohnerzahl der Erde wurde dabei mit 1550 Millionen angenommen. Darunter sind 555 Millionen Christen. Ihre Zahl vermehrt sich stärker als bei den anderen Religionen. In den letzten 13 Jahren ist sie um 78 Millionen gestiegen. Dieses Wachsthum erklärt sich theils aus der starken natürlichen Vermehrung der christlichen Völkern, theils aus der eifrigen Missionsthatigkeit der christlichen Kirche. Die 390 Millionen Bewohner Europas sind sämmtlich Christen bis auf 7 Millionen Mohammedaner, 7 Millionen Juden und 2 Millionen Heiden (letztere hauptsächlich im Sibirien und Norden Rußlands). Amerika ist ebenfalls beinahe ganz christlich, die wilden heidnischen Völkstämme werden auf nur 2 Millionen geschätzt. Die meisten Heiden giebt es in Asien. Von den beiden Riesennationen Vorderindien und China kommt jedes in seiner Bevölkerungszahl unserem Erdtheil ziemlich gleich. Die Zahl der Christen ist dort im Vergleich zum Heidenthum ungefähr noch ebenso klein, wie es die Zahl der Heiden in Europa ist. Während letztere aber beständig abnimmt, wächst das Christenthum in jenen heidnischen heidnischen Ländern mit immer steigender Schnelligkeit. Das ist noch mehr in Afrika der Fall, dessen Norden allerdings mohamedanisch und damit der christlichen Mission sehr schwer zugänglich ist. Dafür gewinnt aber in Sidafrika das Christenthum mehr und mehr die Oberhand. Die jetzt noch heidnischen Völkern in den mittleren Theilen des dunklen Erdtheils zeigen im Ganzen wenig Widerstandskraft gegen die von allen Seiten einströmenden christlichen Einflüsse. In Australien macht das Christenthum ebenfalls sichtliche Fortschritte.

## Eine Recension der „Fr. Br.“

Über den Clavierpieler Rißler fängt mit folgenden Sätzen an: „Als man noch auf den alten schwäbischen Clavieren zart und stillsam spielte, sprach man von „Clavier schlagen“; jetzt in der Zeit der Rißler ist der Ausdruck „Clavier spielen“ modern! Wie lange er es noch bleiben wird? ... Was Rißler in seinen letzten Clavierabenden that, hatte doch nichts mehr von Spiel an sich! Das war Clavier-Lexen, -Stechen, -Schleichen! Wie Rassenomanden klangen die tiefen Bässe, die er dem prachtvollen Besendorfer entlockte kann man nicht fassen, also: — entließ, entschlug, entprügelte, entriß.“